

Aber Celdon kam nicht. Nicht an dem Tag, nicht am nächsten und auch nicht am übernächsten. Die Hoffnung lässt sich inzwischen nur mühsam aufrechterhalten, doch ich habe Angst zu zerbrechen, wenn ich sie vollkommen aufgebe.

Die anderen Bewohner der Villa waren anfangs in heller Aufruhr, jetzt schweigen sie. Sie verhalten sich, als hätte es nie einen Celdon in diesem Haus gegeben, und Elena hat mir erklärt, dass es das Erste sei, was der Krieg einen lehrt: dass man loslassen und weitermachen muss. Dass man nichts rückgängig machen kann. An ihrem Gesichtsausdruck konnte ich erkennen, dass viele von ihnen schon jemanden verloren haben. Selbst wenn sie nicht darüber reden, weiß ich, dass es ihnen mehr zusetzt, als sie zugeben wollen. Zunächst versicherte Elijah mir stetig, er werde sicherlich zurückkommen, Celdon bekomme man nicht so leicht klein, inzwischen hat auch er nicht mehr als ein schwaches Nicken für mich übrig, wenn ich mein Zimmer verlassen sollte und wir uns flüchtig begegnen.

Ich kann es nicht erwidern, ebenso wenig wie den trüben Blick, oder den Anblick seines Tellers ertragen, wenn er wieder einmal nichts gegessen hat. Weil ich ein schlechtes Gewissen habe. Weil ich tot in der Schlucht liegen und sein Sohn hier sein sollte. Weil sie ihn alle vermissen. Weil er mit seinem frechen Grinsen und den Streichen, die er mit dem Wolfsrudel geplant hatte, ein Lachen in diese Villa brachte, nachdem die Schrecken des Krieges die Elfen hierhergetrieben haben. Stattdessen lag ich in ihrem Flur. Eine Fremde, die sie von Anfang an misstrauisch beäugt haben. Eine Mutation, die dieses Grauen, das sie erleben müssen, geschürt hat.

Meine Augen brennen schmerzhaft und meine Hände spüre ich nicht mehr, weil ich seit einer Ewigkeit meine Nägel in die verletzliche Handinnenfläche grabe. Obwohl ich schon die ganze Nacht am Fenster stehe und in die Dunkelheit hinausstarre, bin ich nicht müde. Ich darf es nicht zulassen, denn jedes Mal, wenn ich die Augen schließe, tauchen die schrecklichsten Bilder in der Dunkelheit auf. Ich halte mir die Ohren zu, um die Schreie nicht zu hören, bis ich schließlich aufgeben muss.

Am Tag gelingt es mir noch, die düsteren Schatten im hellen Licht der Sonne und im Funkeln des Schnees zu übersehen, doch sie drängen unerbittlich auf mich ein in dem Moment, in dem ich die Lampe auf meinem Nachttisch lösche und die Dunkelheit mich umfängt. Dann kann ich nicht länger vor ihnen fliehen, vor den grausam zugerichteten Opfern, dem Blut an meinen Händen, dem unstillbaren Verlangen. Immer wieder fahre ich hoch, am ganzen Körper zitternd, weil ich für einen winzigen Augenblick die Lider geschlossen habe.

Ich beobachte, wie der Mond aufgeht, wie die Sterne langsam am Himmel auftauchen. Ich zähle die leuchtenden Punkte, nur um irgendetwas zu tun. Um nicht an

Celdon denken zu müssen oder an all das, was diese Reise verändert hat. Mein Leben, meine Erinnerungen. Mich.

Ich kann und will nicht glauben, dass es so zu Ende gehen soll.

Denn wenn er zurückkommt, dann kann alles vielleicht wieder besser werden. Celdon glaubt an mich, er glaubt daran, dass ich mehr als dieses Monster bin. Er ist davon überzeugter als ich selbst. Ich brauche ihn, um meinerseits daran festhalten zu können. Um an *mir* festzuhalten, denn Nacht für Nacht wird es schwerer, den lockenden Rufen zu entkommen, die mir ins Ohr säuseln. Die Gefühle streiten in mir, während ich mich gleichzeitig ganz leer und steif fühle.

Es ist einige Zeit vergangen, seitdem wir aufgebrochen sind, und doch erinnere ich mich genau an die Berührung seiner Hände, als er mich auf Sturmfluts Rücken gehoben hat. Auch meine Rückkehr ist inzwischen eine Weile her, sodass ich aufgehört habe, die Tage zu zählen. Es fällt mir schwer, weil alles in einem wabernden Nebel verschwimmt. Die Tage, an denen ich mich vor der nächsten Nacht fürchte, und die Nächte, in denen ich sehnsuchtsvoll und ängstlich das Morgengrauen erwarte.

Gleichzeitig tut es gut, den Schmerz zu spüren. Dann weiß ich ganz genau, dass es echt war. Die Gefühle. Dass ich in den Momenten, in denen Celdon und ich uns geküsst haben und die prickelnde Hitze von meinem Körper Besitz ergriff, mehr war als eine eiskalte Mörderin.

Endlich beginnt das dunkle Blau am Horizont zu verblassen, als habe der Himmel nicht mehr genug Kraft, die Intensität dieser Farbe bis dort in die Ferne erhalten zu können, und ich atme erleichtert auf. Die drei kleinen Feen schwirren in den Raum, und trotz dass sie winzig sind, haben sie erstaunlich viel Kraft, um mich mehr oder weniger in das große Bett zu zerren, wo sie mich zudecken und auf mich aufpassen, während ich das Wimmern nicht mehr länger unterdrücken kann.

Die eigenartige Kraft, deren leises Summen ich in mir spüre, schwillt in diesen Momenten der Erschöpfung in mir an und droht, von mir Besitz zu ergreifen. Dann taucht Cassian auf. Sein Gesicht leuchtet unscharf vor meinen Augen und ich spüre, dass dieser andere Teil von mir ihn auf eine Weise vermisst, die ich nicht in Worte fassen kann. Ausgerechnet dieser Teil wird stärker.

Dabei weiß ich nicht, ob ich diesem Mann begegnen will. Dem, der all das zugelassen hat. Genau wie Azal. Wie können sie nur glauben, dass irgendetwas rechtfertigt, was sie aus mir gemacht haben: ein Monster.

Oder war Cassian nur für mich da, weil er selbst nicht fliehen konnte? Wie kam er zu der Eiskalten Königin? Die Stimme in meinem Kopf straft mich Lügen, als ich mir einreden will, es sei mir gleichgültig.

Die Kissen liegen um mich herum verstreut und die Feen sitzen noch immer auf dem geschwungenen Kopfteil meines großen Bettes, als ich aus dem Dunst des Halbschlafes erwache, in den ich vor lauter Kraftlosigkeit gesickert bin. Benommen richte ich mich auf und steige aus dem Bett, meine nackten Zehen treffen auf die kalten Holzdielen. Es knarrt laut und Lindariel, die zwischen ihren Schwestern liegt, kräuselt im Schlaf die Nase. Leise, um sie nicht zu wecken, schleiche ich auf den Flur. Niemand zu sehen. Ich zögere kurz, dann strecke ich langsam die Hand nach der Türklinke des Raumes links von mir aus. Beinahe andächtig drücke ich sie herunter. Die Tür lässt sich nicht öffnen. Ich rüttle ein wenig an ihr, aber sie gibt nicht nach. Resigniert und gleichzeitig erleichtert flüchte ich zurück in mein Zimmer, reiße die Vorhänge auf und Sonnenlicht flutet herein. Im warmen Licht glitzert der bläuliche Stein an meiner Kette.

Wenn Celdon sie in seiner Tasche gehabt hat, muss er sie auf dem Markt in Ilbadír gekauft haben, und dann wollte er sie mir vermutlich schenken, oder? Er muss bemerkt haben, wie sehr mich die Art und Weise fasziniert hat, auf die der bläuliche Stein das Licht einfängt und in sich bricht, sodass seine Farbe in verschiedenen Abstufungen schillert, je nachdem, wie man ihn dreht.

Das Gefühl des kühlen Steins in der Mulde zwischen meinen Schlüsselbeinen beruhigt mich. Wenn ich ihn berühre, habe ich weniger das Gefühl, ich verliere gerade nicht nur das Leben, das ich mir glaubte aufbauen zu können, sondern auch mich selbst.

»Bree? alles in Ordnung?« Zarte Flügel streifen meine Hand. Ich blinzele abwesend, während die Feen sich auf meiner Schulter niederlassen. Sie sind so leicht, dass ich sie gerade eben spüre.

»Weißt du, du kannst dich nicht ewig wie ein Lurkan vergraben und traurig sein. Es geht weiter. Das muss es. Immer«, meint Layla in ihrem gewohnt ruhigen und vernünftigen Tonfall, Leolynn hingegen zerrt ungeduldig an meinen Haaren.

»Komm schon, draußen liegt Schnee! Wir könnten so viel unternehmen, von Schneefeen bauen bis zu Schlitten fahren!«

»Bitte, Bree«, meint auch Lindariel, die Jüngste des Feentrios. »Hör auf, dich zu verschanzen. Es macht nichts besser.«

»Ich weiß ...«, erwidere ich leise und wage einen Blick nach draußen.

»Wenn schon mal Schnee liegt, dann müssen wir das ausnutzen! Ich habe nie, nie, nie Schnee erlebt! Die Feenwiesen sind stets grün.« Leolynn überschlägt sich fast vor Aufregung, wohingegen Layla aufseufzt: »Und woran liegt das? Weil die Wächterinnen den Elfenwald verlassen mussten und ihnen die Kraft innewohnte, die die Kälte des Winters vertrieben hat.«

»Ich will trotzdem raus!«, schmolzt Leolynn. »Attacke, Bree! Du weißt, du wirst uns nicht los.«

Kurz überlege ich, aus lauter Dickköpfigkeit nicht auf sie einzugehen, und ein winziges Lächeln huscht über mein Gesicht. Dickköpfig. Celdon hat diesen Ausdruck oft für mich verwendet.

»Glaubst du, Celdon würde es gefallen, dass du dich versteckst, wie du es ganz am Anfang gemacht hast?«

Layla boxt ihrer jüngeren Schwester Leolynn in die Seite, die die Arme verschränkt hat und das Gesagte keinesfalls bereut. »Ist doch so!«, murrte sie. Ich denke über ihre Worte nach.

»Vielleicht ... sollten wir rausgehen«, meine ich vorsichtig, in der Hoffnung, mich auf diese Weise ablenken zu können.

»Und ob! Ziehe dir Schuhe an und los geht's!« Leolynn überschlägt sich vor Freude in der Luft und Lindariel flattert von meiner Schulter auf und quietscht:

»Nein, *ich* will Schuhe aussuchen!«

»Hast du einen Mantel? Ach, wir haben sicher etwas für dich!«

»Los, los, los, sonst ist schon alles geschmolzen!«

Ich zwingte mich zu einem Lächeln und wende mich vom Fenster ab. Mein Zimmer wirkt groß und leer.

»Keine Sorge, ich brauche nichts«, meine ich, obwohl die Feen nichts lieber tun, als mich neu einzukleiden. *Reiß dich zusammen!* Ein neuer Satz bleibt mir jedoch im Halse stecken, als ich eine Bewegung aus dem Augenwinkel wahrnehme. Unten im verschneiten Garten, in den ich durch die großen Fenster leicht blicken kann, meine ich zwei Gestalten zu erkennen, die sich hinter den hohen Bäumen verbergen. Im nächsten Moment springen sie aus ihrem Versteck hervor und stürzen sich auf Yavan, Iain und Cian, die wohl gerade von einem Beutezug aus dem Dorf zurückkehren. Ich stoße ein entsetztes Keuchen aus, das die Feen in ihrer Diskussion über die passende Mütze zu Leolynns Mantel unterbricht, da stürze ich bereits aus dem Raum, die Treppen hinunter und nach draußen.

»Bree!«, rufen die Feen mir nach, die gar nicht schnell genug folgen können.

»Holt die anderen!«, rufe ich zurück. »Wir werden angegriffen!«

Schneller als der Wind fliege ich über das schneebedeckte Gras. Iain und die anderen sind inzwischen zu Boden gerungen worden und lautes Brüllen hallt zu mir herüber. Ich denke nicht nach. Mit einem Satz springe ich auf den ersten Angreifer zu, reiße ihn zu Boden. Routiniert nagele ich seine Handgelenke mit meinen Knien auf dem Boden fest und packe seine Kehle.

Wenn ich auch Celdon nicht retten konnte, niemand wird es wagen, die anderen Rebellen in dieser Villa zu verletzen, solange ich es verhindern kann!

»Krinks, was fällt dir ein?!«, stößt die Person unter mir erstickt hervor und ich starre entsetzt in Kiovars finstere Augen.